

LITERATUR

Im Auge des Sturms

Eine Welle von Serienmorden erschütterte Anfang der sechziger Jahre Boston und Umgebung. Mindestens 13 Frauen werden grausam missbraucht und dann stranguliert. Der „Boston Strangler“ bleibt unentdeckt, bis sich 1965 ein gewisser Albert DeSalvo schuldig bekennt.

Die amerikanische Öffentlichkeit ist bis heute von dem Fall wie hypnotisiert. Nun hat sich Sebastian Junger eingeschaltet, der seit seinem Welterfolg „Der Sturm“ – verfilmt von Wolfgang Petersen – als einer der brilliantesten Tatsachenerzähler der US-Literatur gilt.

Und es ist die eigene Biografie, die ihn mit dem Fall verbindet. Junger lebte im Auge dieses Verbrechens-Sturmes: Er ist ein Baby, als der später verurteilte Massenmörder DeSalvo als Handwerker in seinem Elternhaus ein und aus geht und wenige Häuser entfernt ein Mord

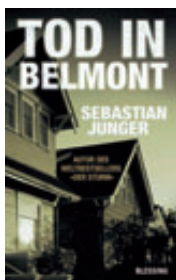
nach dem bekannten Serienschema verübt wird. In einem zweifelhaften Schnellverfahren verurteilte man damals den Schwarzen Roy Smith. Bei dem späteren Prozess gegen DeSalvo kam dieser Mord nicht zur Sprache.

In „Tod in Belmont“ rollt Junger die Prozes-

se gegen Smith und DeSalvo auf, legt deren mangelhafte Beweisführung offen, zeigt Korruption und Rassismus. Das alles mag nicht neu sein, doch in Jungers Händen wird aus der Recherche ein packender Roman. Die Handlung ist dicht, die Sprache, die in den ersten drei Kapiteln mit einer holpernden Übersetzung zu kämpfen hat, entwickelt einen unwiderstehlichen Sog.

Junger führt den Leser immer tiefer in die Psyche eines Massenmörders. Und die detailreichen Schilderungen der Morde bettet er in die Geschichte der Bürgerrechtsbewegung, den schmerzhaften Neu-Aufbruch Amerikas. Am Ende führt Jungers Detailversessenheit und Akribie die eigene Absicht allerdings ad absurdum.

Er kann nicht mit letzter Sicherheit klären, wer schuldig ist. Die objektive Wahrheit, so der Journalist, lasse sich auch mit virtuosester Einfühlung nicht restlos herstellen, der Zweifel bleibt – dennoch lohnt sich dieses Buch.



Sebastian Junger: „Tod in Belmont“. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Bürger. Blessing Verlag, München; 320 Seiten; 19,95 Euro.

Szene aus „Twentynine Palms“



ZORRO FILM

FILM

„Sex hat etwas Tragisches“

Der französische Regisseur Bruno Dumont („La Vie de Jésus“, „L'Humanité“), 48, über die Angst vor der Weite, drastische Liebenszenen und seinen Film „Twentynine Palms“

SPIEGEL: Monsieur Dumont, in Ihrem Film „Twentynine Palms“ erzählen Sie von einem jungen Paar, das durch die kalifornische Wüste fährt. Warum beschreiben Sie diese phantastische Landschaft, die im Kino oft gefeiert worden ist, als extrem lebensfeindlich und gefährlich?

Dumont: Als ich sie zum ersten Mal sah, jagte sie mir enorme Angst ein. Viele Menschen – besonders Europäer – empfinden diese unendliche Weite im Südwesten der Vereinigten Staaten als befreiend, doch ich fühle mich dort bedroht. Wo es keine topografischen Grenzen mehr gibt, scheinen sich in meinen Augen auch die moralischen Grenzen aufzulösen. Da ist alles möglich – auch das Schlimmste.



Dumont

SPIEGEL: In „Twentynine Palms“ bricht die Gewalt mit ungeahnter Heftigkeit über die Figuren herein. Wollen Sie Ihre Zuschauer schockieren?

Dumont: Ja, denn ich hoffe, dass ich auf diese Weise ihre Immunabwehr stärken. Sie sollen innerlich aufbegehren gegen die Gewalt. Insofern sind die Bösen die wahren Helden eines Films. Denn sie zwingen das Publikum aus seiner Deckung heraus. Ich bin mir ganz sicher, dass sich Menschen nur durch leidvolle Erfahrungen nachhaltig verändern.

SPIEGEL: Sind deshalb auch die Liebenszenen in Ihren Filmen immer so vehement und oft gewaltsam?

Dumont: Sex ist der Versuch, mit einem anderen Menschen eins zu werden. Das kann letztlich nie gelingen. Sex hat etwas Tragisches. Doch weil die Menschen diesen tiefen Wunsch nach Vereinigung verspüren, versuchen sie es mit allen Mitteln, auch mit Gewalt.